

UMSCHAU

Universitäten zwischen Jubiläen und Problemen

L'Université en question – Die Universität in Frage gestellt. Unter diesem Titel fand im Juli 1987 aus Anlaß der 450-Jahrfeier der Universität in Lausanne ein Colloquium statt. Ähnliche Foren über Zukunft und aktuelle Situation der Hochschulen finden sich zahlreich. Jubiläen bieten zu solcher Besinnung ganz natürliche Anlässe: Im Herbst vorigen Jahres die Erinnerung an die 600 Jahre des Bestehens der Universität Heidelberg mit der weithin beachteten und diskutierten Ausstellung von Pretiosen aus der alten, seit dem 30jährigen Krieg in Rom aufbewahrten Bibliotheca Palatina. Im Herbst dieses Jahres das Gedenken an die feierliche Eröffnung der Universität Göttingen vor einem Vierteljahrtausend, dessen für den Sommer geplante Feiern Opfer politischer Unruhen wurden. Weitere Gründungsgedenken stehen bevor: Köln entstand 1388, Erfurt 1391, und die Hohen Schulen der Reformationszeit, zu denen Lausanne zählt, konnten schon vor einigen Jahren mit Marburg (gegr. 1527) und Helmstedt (gegr. 1576) an die besonderen Umstände ihres Entstehens erinnern. Ähnlich wird von katholischer Seite bald auf den Typ des dann vornehmlich von Jesuiten getragenen Kollegs hinzuweisen sein: Coimbra (1542), Gandia (1546), Messina (1548) und Rom (1551). Und auch Göttingen steht nicht allein, insofern ihm Halle (1694) voraufging und Erlangen (1742/43) folgte.

Die wenigen Hinweise lassen unschwer drei recht unterschiedliche Typen von Universitäten erkennen: die genossenschaftlich verfaßte und in sich stehende Universität des Mittelalters, die eng mit religionspolitischen Absichten und Zwecken verbundene Hohe Schule der Reformation und Gegenreformation, die aufgeklärten Hochschulen in absolutistischen Gebieten. Gemeinsam war ihnen dann nicht nur Name und Anspruch der Universität – unter dieser Rücksicht besteht ursprünglich gar keine besondere Einheit –, sondern vor allem die Tatsache, daß sie Voraussetzung einer Elite waren, einer kleinen Gruppe, die

bestimmt war, führende Posten in der Gesellschaft zu bekleiden. Nicht zuletzt aus dieser Tatsache lebte das Selbstverständnis dieser Einrichtungen und ihre Arbeitsweise. Wer solch eine Ausbildung erhalten hatte, der war anerkanntermaßen etwas Besonderes, auf den richtete sich eine bestimmte Erwartung, die deshalb lebendig blieb, weil sie in der Regel nicht enttäuscht wurde.

Grund dafür war die intellektuelle Leistung, die den Akademiker ausmachte. Wissenschaft – das hieß nicht nur größeres Wissen, ein Mehr an Kenntnis und Information, sondern es bedeutete auch rationale Durchsicht durch Wirklichkeit, Verstehen von Zusammenhängen und damit die Fähigkeit, Dinge entsprechend zu berücksichtigen, einzusetzen und schließlich technisch zu beherrschen. Die Wege dazu in der mittelalterlichen Universität unterschieden sich von denen in den Hohen Schulen der Reformationszeit oder gar vom Vorgehen der Universitäten des 18. Jahrhunderts, die der allgemeinen Aufklärung dienen wollten. Die Reputation der Wissenschaft indes blieb gleich dank einer gewissen Bewährung, die Anerkennung fand.

Der Ruf nach der Wissenschaft, wenn Schwierigkeiten auftauchten, ließ sich immer häufiger hören. Die Disziplinen vermehrten sich. Auch die Zahl der Hochschulen wuchs; ihre Organisation wurde straffer und einheitlicher; die Zahl der Absolventen nahm zu. Dennoch wurde das grundsätzliche Verhältnis zur Gesamtbevölkerung kaum verändert. Universitätsstudium blieb Elitebildung.

Das wurde erst anders, als nach dem letzten Weltkrieg in verschiedenen Ländern die Tore der Universitäten weiter geöffnet wurden, als dann unter Stichworten wie „Bildungsreform“, „Chancengleichheit“, „Akademikermangel“ die Universität zum Massenunternehmen wurde. Begabungsreserven sollten mobilisiert werden, um den neuen Herausforderungen besser gerecht

werden zu können. Bedeutung und Gewicht von Nationen sollte sich am Stand der Bildung messen, die Zukunft von Völkern und Kontinenten an einer möglichst zahlreichen akademisch gebildeten Schicht hängen: Vorherrschaft per Wissenschaft und auf ihr aufruhender Innovation. Universität als Politikum. Neue Hochschulen schossen aus dem Boden und es wurden Reformprojekte umgesetzt, die jedoch den Charakter der Universität als solcher nicht ändern sollten. Indes verlagerte sich mindestens ein Teil der Forschung aus den universitären Ausbildungsstätten hinaus in spezielle Forschungsinstitute oder in Abteilungen der Universitäten, die besonderen Regeln gehorchten.

Solange diese Entwicklung von öffentlicher oder staatlicher Bildungsverwaltung abhing, ließ sie sich einigermaßen lenken. Als die Absolventen dann jedoch in immer größeren Scharen auf den Arbeitsmarkt drängten, war die Aufnahmefähigkeit rasch erschöpft, schrumpften die Chancen entschieden, einen entsprechenden Platz zum Einsatz zu erhalten. Ein Teil der Studentenunruhen vor 20 Jahren wurde von solcher Aussichtslosigkeit stimuliert. Nur oberflächlich wurde man des Problems Herr. Eine durchgreifende tiefere Besinnung auf die Universität heute und ihre mögliche Rolle blieb weitgehend aus.

Dabei hätte es dazu manches Motiv auch aus der inneren Tendenz der Wissenschaften gegeben. Die Humboldtsche Reform zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte als Ziel der Universitätsausbildung den Umgang mit Quellen oder Grunddaten aufgestellt, die überprüfbare und nachvollziehbare Arbeit nach allgemeinen Prinzipien und anerkannten Methoden, die jedem Akademiker in seinem Bereich vertraut sein sollten. Aber schon die moderne Information läßt dieses Ideal in immer unerreichbarere Fernen entrücken. Allein die Masse an Daten, die Vielfalt möglicher Methoden nimmt dem einzelnen die Möglichkeit zu einer begründeten Wahl und zu einem verantwortlichen Urteil in jener Eigenständigkeit, die dem vergangenen Jahrhundert als selbstverständliche Voraussetzung akademischen Arbeitens unerläßlich schien.

Der mit dieser Vorstellung verbundene Anspruch sollte ja auch nicht in Frage gestellt werden, das um so weniger, als zunächst Fortschritts-

idee und Fortschrittserwartung mit Wissenschaft noch so eng verknüpft blieb, daß erst nach und nach die Erfahrungen von Grenzen und Gefahren auch auf sie zurückfielen. Ein Mißtrauen gegen bestimmte Wissenschaften wurde geweckt, nachdem man zuvor nur gegen überaltert scheinende Formen des klassischen Wissenschaftsbetriebs aufbegehrt hatte.

Da jedoch fast gleichzeitig der Unterhaltungswert von Wissenschaften in modernen Medien herausgestellt wurde und immer breitere Schichten in seinen Bann zog, wuchs auf der anderen Seite eine gewisse Bewunderung vor den Möglichkeiten wissenschaftlicher Beobachtung und Forschung. Beeindruckende und geschickte Darstellung vermochte komplizierte Zusammenhänge anschaulich zu vermitteln, so daß sich für viele das Verhältnis zur Wissenschaft und damit diese selbst wandelte. Vielleicht ging aber nur wenigen auf, daß es in der Regel sehr kleine Ausschnitte, interessante Einzelaspekte und spezielle Bereiche waren, die so Interesse auf sich zogen. Der Gesamtzusammenhang, die „universitas“ des Wirklichen blieb dabei mehr und mehr zurück. Das Ergebnis mußte zwiespältig ausfallen: hier der Eindruck wissenschaftlicher und technischer Beherrschung, dort die mindestens unterschwellige Frage menschlicher Unsicherheit, ja Unfähigkeit, sich in dieser unüberschaubaren Fülle zu orientieren.

So warf der moderne Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb in verschärfter Form die Frage nach dem Menschen heute auf. Die Jubiläen taten ein Übriges, die humanistische Tradition der mittelalterlichen Gründungen, der von Renaissance und Humanismus geprägten Schulen der Reformationszeit, der Aufklärungsideale des 18. Jahrhunderts in Erinnerung zu rufen, ohne doch die jetzt gestellte Frage schlüssig beantworten zu können. Und mit Formeln dürfte es auch in einer Situation nicht getan sein, in der die Existenz des künftigen Akademikers unter schwere Vorbehalte gestellt erscheint. In den Festreden werden zwar immer wieder die klassischen Vorstellungen beschworen: die Notwendigkeit des gebildeten Menschen, namentlich die Unerläßlichkeit ethischer Normen, die in freier Verantwortung übernommen eine vernünftige Regelung von Möglichkeiten garantieren könnten, Möglichkeiten, die

immer apokalyptischer und bedrohlicher in Eigendynamik vorantreiben; der Sinn einer umfassenden und ganzheitlichen Bildung, die den sinnvollen Gebrauch der immer größeren und vielfältigeren Fähigkeiten erlaubt, die Ordnung und Einsatz von Einzelwissen im Rahmen eines größeren Zusammenhangs und entsprechend dem Stellenwert der Elemente zum Nutzen des Menschen ermöglicht. Über den sichtbaren Nachweis von Effektivität hinaus geht es um die Orientierung des Menschen und seines Wegs.

Gerade unter dieser Rücksicht aber hört man die Klage vom Hochverrat des Geistes gegen den Geist, den Vorwurf gegen Universitäten, wo die einen die Autorität des Geistes wieder an die starken Männer der Politik und ihre autoritären Entscheidungen binden möchten, um so die „Freiheit der Wissenschaft“ zu retten, wo andere einem Anarchismus tatenlos zusehen und ohnmächtig einfach der Gewalt nachgeben. Jürgen Moltmann spricht von der „Verachtung der Universität als ‚Elfenbeinturm‘, der von ‚Fachidioten‘ bewohnt wird“, oder von der „‚Spielwiese‘ unverbindlicher Meinungen und ihrer Diskussionen“, vom Geschwätz, das zwar die politische Verantwortung der Wissenschaften einschärfen, viel leichter aber in die Herrschaft der Manager und Kommissare umschlagen könne. „Wenn es einen ‚Hochverrat des Geistes‘ gibt, so liegt er in der Unterwerfung von Lehre und Forschung unter die geistlose Macht.“ Diese Gefahr kann unterschiedliche Gesichter haben; sie zu entdecken, verlangt einen wachen Geist, sie zu bannen, die Gabe der Unterscheidung, sie zu überwinden, den Mut, das eigene Urteil, die eigene Einsicht umzusetzen.

Christentum und eine bestimmte Art von Theologie standen im Mittelalter Pate bei der Entwicklung der abendländischen Universität. Die reformatorischen und gegenreformatorischen Gründungen gehen nicht weniger auf die neu empfundene intellektuelle Verantwortung der Christen zurück. Die Universität der Aufklärung schließlich war gerade auch in ihrem Kampf gegen Obskurantismus und Aberglaube Christentum und Kirche weit mehr verpflichtet, als es zunächst scheinen mag. Von daher sollte man erwarten, daß es einen christlichen Beitrag nicht nur in

Erinnerung an historische Vergangenheiten, sondern auch zur heutigen Klärung der Universität und ihrer Möglichkeiten gäbe.

Viel zu sehen ist indes nicht. Denn daß einzelne auch aus persönlich christlicher Überzeugung ihr Wort sagen, dürfte der genannten Erwartung nicht gerecht werden. Auf sie kann es einen Anstoß nur geben, wenn das christliche Menschenbild in seiner Größe und in seinen eigentümlichen Grenzen deutlicher und überzeugender ins Gespräch um die Universität eingebracht wird. Das kann nicht in einer weiteren Auflage alter Aussagen allein geschehen, ohne daß man auf das Selbstbewußtsein des Zeitgenossen ernsthaft eingehe, ohne daß man die Schwierigkeiten und Ausweglosigkeiten der Welt dieser Zeit berücksichtige. Darüber hinaus aber wird das praktische Beispiel von Hochschulen, die ihrem Anspruch nach aus christlichem Geist existieren, dem theoretischen Beitrag, Vorschlägen und Forderungen Glaubwürdigkeit geben müssen. Wie manche „christliche“ Hochschule ist nur Abklatsch staatlicher Hochschulen oder Fakultäten?

Gewiß, vor hohlen Phrasen und leeren Ansprüchen wird man sich zu hüten haben; davon gibt es übergenug. Deshalb wird es neben dem Entwurf eines christlichen Menschenbilds in dieser Zeit genauso wichtig sein, konkrete Wege und Methoden aufzuzeigen, wie dieses Menschenbild namentlich in der Bildung wirksam werden kann. Welche Strukturen sind dazu nötig? Welches Miteinander von Lehrenden und Lernenden könnte dieses Menschenbild bis zu einem gewissen Grad greifbar darstellen und einzuüben erlauben? Nicht nur für eine Gesellschaft geht es um tragende Grundwerte, über die Konsens besteht und erreichbar ist, auch die Welt der Universität hängt von Grundwerten ab, über die man sich einig ist. Solch eine Übereinstimmung zu erreichen, wird Voraussetzung für die Zukunft der Universität, für die Zukunft ihres Auftrags sein. Daß in diesem Sinn von christlicher Seite ein Impuls erwartet werden darf, das legen die Erinnerungen der Jubiläen ebenso nahe wie die Probleme, vor denen sich die Universität sieht; denn im letzten sind es Schwierigkeiten mit einer lebhaften Orientierung des Menschen in der Welt.

Karl H. Neufeld SJ